



LILAC MILLS

Kuchenglück in Tanglewood



 more



LILAC MILLS

Kuchenglück in Tanglewood



more

Liebe Leserin, lieber Leser,

Danke, dass Sie sich für einen Titel von »more – Immer mit Liebe« entschieden haben.

Unsere Bücher suchen wir mit sehr viel Liebe, Leidenschaft und Begeisterung aus und hoffen, dass sie Ihnen ein Lächeln ins Gesicht zaubern und Freude im Herzen bringen.

Wir wünschen viel Vergnügen.

Ihr »more – Immer mit Liebe« -Team

Über das Buch

Für Konditorin Stevie gab es schon einmal bessere Zeiten. Gerade ist ihre geliebte Großtante Peggy gestorben und dann hat sie auch noch ihren Job und die Liebe ihres Lebens verloren.

Traurig und alleine kämpft sich Stevie durch den Alltag, als ein Anruf von Peggys Anwalt alles durcheinanderwirbelt. Großtante Peggy hat ihr nicht nur Geld vererbt, sie gibt ihr auch den Rat, das Leben endlich wieder in die eigenen Hände zu nehmen. Als Stevie entdeckt, dass in dem Dorf Tanglewood ein kleiner Teeladen zum Verkauf steht, beschließt sie, Peggys Rat anzunehmen und ihr Leben umzukrempeln.

Doch in Tanglewood ist nicht alles so idyllisch, wie es auf den ersten Blick scheint, und Stevie muss einige Hindernisse überwinden. Und dann ist da auch noch der gutaussehende, aber entsetzlich mürrische Hofbesitzer Nick, der Stevie immer wieder in die Quere kommt ... Auftakt der großen »Tanglewood und Liebesglück« Reihe von Lilac Mills!

Über Lilac Mills

Lilac Mills lebt mit ihrem sehr geduldigen Ehemann und ihrem unglaublich süßen Hund auf einem walisischen Berg, wo sie Gemüse anbaut (wenn die Schnecken sie nicht erwischen), backt (schlecht) und es liebt, Dinge aus Glitzer und Kleber zu basteln (meistens eine Sauerei). Sie ist eine begeisterte Leserin, seit sie mit fünf Jahren ein Exemplar von *Noddy Goes to Toytown* in die Hände bekam, und sie hat einmal versucht, alles in ihrer örtlichen Bibliothek zu lesen, angefangen bei A und sich durch das Alphabet gearbeitet. Sie liebt lange, heiße Sommer- und kalte Wintertage, an denen sie sich vor den Kamin kuschelt. Aber egal wie das Wetter ist, schreibt sie oder denkt über das Schreiben nach, wobei sie immer an herzerwärmende Romantik und Happy Ends denkt.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Lilac Mills

Kuchenglück in Tanglewood

Aus dem Englischen übersetzt von Julia Brinkkötter



Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch

Newsletter

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47

Impressum

Kapitel 1

Schwarz war einfach nicht Stevies Farbe. Es passte nicht zu ihr. Viel wohler fühlte sie sich in Weiß – genauer gesagt in ihrer weißen Kochuniform –, aber die hätte sie wohl kaum zu einer Beerdigung tragen können, oder?

Andererseits hätte ihre Großtante Peg sich wahrscheinlich köstlich darüber amüsiert, wenn Stevie so aufgekreuzt wäre.

Sie versuchte, die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken, und musste an Pegs letzte Worte denken.

»Sei nicht traurig, mein Schatz«, hatte Peggy gesagt.
»Ich bin bereit, zu gehen. Ich hatte ein langes und erfülltes Leben. Und der Tod gehört zum Leben dazu, Stevie.«

»*Sch!*«, hatte Stevie ihr entgegnet. »Du stirbst nicht. Das lasse ich nicht zu.«

Unter großer Anstrengung hatte ihre Tante ein Lachen herausgebracht. »Leider ist es nicht an dir, das zu entscheiden, mein Liebes. Nun blas nicht Trübsal, und tu mir lieber einen Gefallen, ja?«

»Alles, was du willst«, hatte Stevie unter Tränen geantwortet.

»Du hast nur dieses eine Leben, also mach was draus, was dich glücklich macht. Sonst komme ich als Geist

wieder und suche dich heim.«

Dann war Peg in sich zusammengesunken und sanft entschlafen.

Wie könnte ich jetzt nicht traurig sein?, fragte Stevie sich zum hundertsten Mal seit diesem schlimmen Abend. Peg war wie eine Großmutter für sie gewesen, viel mehr, als ihre eigene Großmutter es je gewesen war. *Schade nur, dass Mama das nicht so sieht*, dachte sie und sah aus dem Augenwinkel zur Frau hinüber, die neben ihr stand. Der Traurigkeit konnte man ihre Mutter sicher nicht beschuldigen; um ehrlich zu sein, war sie wohl eher gelangweilt. Für Hazel war Peggys Beerdigung nicht mehr als eine Pflichtveranstaltung, die es hinter sich zu bringen und dann gleich abzuhaken galt.

Einen Moment lang mochte sie ihre Mutter gar nicht leiden. Und auf ihre Schwester war sie gerade auch nicht so gut zu sprechen. Keiner ihrer Verwandten wollte wirklich hier sein. Klar, wer ging schon gern auf Beerdigungen? Doch bei den beiden ging der Unwille so weit, dass sie es nicht einmal wirklich für notwendig erachteten, ihr die letzte Ehre zu erweisen. Wahrscheinlich waren sie nur hier, um den Schein zu wahren. Schließlich hatte sich keine von ihnen zu Lebzeiten mit Tante Peg abgegeben. Warum also sollte Stevie jetzt nach dem Tod der alten Dame ein anderes Verhalten erwarten?

Karen lehnte sich an ihre Schulter, und Stevie lächelte ihr mit feuchten Augen zu. Wenigstens ihre Freundin hatte Peg gemocht, und das, obwohl sie nicht einmal mit der alten Dame verwandt war.

Karen flüsterte ihr zu: »Das ist eine sehr schöne Trauerfeier. Damit erweist du deiner Tante Peg Ehre.«

Nun entwich ihr doch eine Träne. Sie hatte recht, oder? Die Feier wurde ihrer Tante gerecht. Das Pflegeheim, in dem Peg ihre letzten sechs Lebensmonate verbracht hatte, hatte empfohlen, den Trauergottesdienst in der benachbarten Kapelle abzuhalten. Stevie hatte sich nicht nur einmal gefragt, ob das Altersheim mit voller Absicht neben die Kapelle gebaut worden war, damit der Priester regelmäßig mit Kundschaft versorgt wurde. Aber Stevie hatte sich für die kleine Kirche in der Nähe des alten Hauses ihrer Tante entschieden. Zwischen den Wohn- und Büroblocks ging das alte Gebäude fast unter, doch sie wusste, dass Peggy gelegentlich, und an Weihnachten immer, dort hingegangen war. Außerdem gab es dort noch die ein oder andere Person, die sich an die alte Dame erinnerte und zu ihrer Beerdigung kommen wollte, ohne dafür halb London durchqueren zu müssen.

Ihrer Mutter hingegen fiel nichts Besseres ein, als sich in einer Tour über die Kosten des Bestattungswagens zu beschweren, was für Stevie schwer nachvollziehbar war – immerhin rechnete der weder nach Kilometern ab, noch

bezahlte Hazel ihn aus eigener Tasche. Peg hatte genug Geld zur Deckung der Bestattungskosten hinterlassen.

Wenigstens war ihre Mutter konsequent, das musste Stevie ihr lassen. Denn ihre Nörgelei galt Kosten jeder Art, insbesondere für die Blumen. Sogar jetzt hätte Stevie schwören können, dass ihre Mutter ihr gerade einen zwar unauffälligen, jedoch eindeutig vernichtenden Blick zuwarf. Doch Stevie ließ sich nicht beirren – denn Peggy hatte Blumen geliebt, also wollte sie daran definitiv nicht sparen. Das war das Einzige, was sie noch für ihre Tante tun konnte – abgesehen vom Verstreuen ihrer Asche. Aber daran wollte sie jetzt nicht denken ...

»Hier.« Ihre Mutter drückte ihr ein Stofftaschentuch in die Hand. »Hör bitte auf, so zu schniefen.«

Mit mürrischem Blick nahm Stevie es an, und Karen legte einen Arm um ihre Schulter. Das letzte Lied wurde angestimmt, und der Gottesdienst neigte sich dem Ende zu. Oje, wie schrecklich Stevie die alte griesgrämige Dame vermissen würde! Was würde sie nun samstagsmorgens tun? Seit ihre zunehmende Krankheit und Gebrechlichkeit Peg dazu gezwungen hatte, im Pflegeheim zu leben, hatte Stevie ihr jeden Samstag einen Besuch abgestattet. Sie hatte der alten Dame immer etwas zum Naschen mitgebracht und die Leihfrist auf ihr Bibliotheksbuch verlängert (es war immer nur eines, weil Peg mit schwindendem Sehvermögen darauf angewiesen war, dass

man ihr vorlas). Außerdem hatte Stevie ihr immer einen Blumenstrauß geschenkt.

Wenigstens muss ich mich nicht um ihr Haus kümmern, dachte Stevie. Es war schon schwierig genug gewesen, die wenigen Besitztümer, die Peg mit ins Heim genommen hatte, in Ordnung zu bringen. Allerdings musste man der alten Frau zugutehalten, dass sie sich eigenständig und höchst effizient organisiert hatte, sobald ihr bewusst geworden war, dass sie nicht mehr für sich selbst sorgen konnte. Stevie hatte ihr noch angeboten, bei ihr einzuziehen, aber Peggy hatte sich eisern dagegen gewehrt, sich von ihr pflegen zu lassen.

Genau diese Unabhängigkeit war eines der Dinge, die Stevie so an Peggy geliebt hatte. Was sie selbst tun konnte, tat sie selbst, auch in ihrem hohen Alter. »Ich will dir nicht zur Last fallen« war ihr Lieblingssatz, und der brachte Stevie richtig auf die Palme. Tante Peg konnte doch niemals eine Last sein!

Schade nur, dass der Rest ihrer Familie das nicht so sah. Weder ihre Mutter noch ihre Schwester schienen je Zeit für die alte Frau zu haben. Na gut, ihre Mutter lud sie jedes Jahr zum Weihnachts- und Osteressen ein, aber das war's auch schon – nichts als leere Gesten. Und seit Peggys Umzug ins Pflegeheim war ihre Mutter nur ein Mal und Fern ihres Wissens kein einziges Mal zu Besuch

gekommen. Ja, ihre Schwester schien völlig vergessen zu haben, dass ihre Großtante überhaupt existierte.

So - jetzt war es tatsächlich vorbei. Diesen Tag hatte Stevie seit jenem Anruf der Pflegeleitung mit Schrecken erwartet, als es hieß, mit Tante Peg gehe es zu Ende, und wenn sie sich verabschieden wolle, müsse sie schnell herkommen. Und Stevie war froh, ganz am Ende bei ihr gewesen zu sein, ihrer Tante die Hand gehalten und ihr noch einmal gesagt zu haben, dass sie sie lieb habe, bevor sie ihren letzten Atemzug getan hatte.

Sie bedauerte nur, dass sie nicht noch mehr für Peg hatte tun können. Bei den unmöglichen Arbeitszeiten, die einem in der Gastronomie abverlangt wurden, und dadurch, dass das Restaurant am anderen Ende von London lag, war es schwierig gewesen, Peg öfter als lediglich jeden Samstag zu sehen.

Ihr einziger Trost war, dass Peggy gewusst hatte, wie gern Stevie sie hatte.

Kapitel 2

»Wie viel?«, platzte es aus Stevie heraus wie ein abgewürgter Schrei. Dabei verschluckte sie sich an ihrem Tee, so dass ihr die eine Hälfte aus dem Mund spritzte und die andere das Kinn hinunterlief. Mit einem lauten Klappern ließ sie ihre Tasse zurück auf die Untertasse fallen. »Das ist doch nicht Ihr Ernst!« Erschrocken riss sie die Augen auf. »Oder doch?«

Der etwas betagte Herr hinter seinem ebenso betagten Schreibtisch nickte ihr einmal zu. Sah er sie bloß mit solch funkelnden Augen an, weil er sich über sie amüsierte, oder war er tatsächlich froh, gute Nachrichten überbringen zu dürfen? Sie hoffte inständig auf Letzteres. Bitte mach, dass es wahr ist!

»Sind Sie sich sicher, dass der Name stimmt? Peggy Langtree?«, fragte Stevie.

Er nickte erneut.

»Aber sie hatte doch gar kein Geld – gerade genug für ihr Begräbnis. Das nannte sie ihre ›Sterbekasse‹, die sie in einer Vase auf der Fensterbank aufbewahrte.« Stevie lächelte.

»Sie besaß offensichtlich mehr, als Sie dachten«, bemerkte der Notar trocken.

»Was ist mit meiner Mutter und Fern? Jetzt sagen Sie mir nicht, sie hat ihnen den gleichen Betrag hinterlassen.« Bei dem Gedanken musste Stevie schlucken. »Dann muss sie ja stinkreich gewesen sein.«

Mr Gantly rutschte in seinem Stuhl vor, stützte die Ellbogen auf dem Schreibtisch ab und legte die Fingerspitzen aneinander. Ein leichter Geruch nach Mottenkugeln wehte zu ihr herüber.

»Nein«, sagte er mit Amtsmiene nach einem Moment der ehrfürchtigen Stille.

Stevie wartete darauf, dass er den Punkt weiter ausführte, doch das tat er nicht.

Sie klopfte mit den Fingern auf den Schreibtisch, wippte mit dem überschlagenen Bein und fragte schließlich: »*Nein*, sie hat meiner Mutter und Schwester nicht den gleichen Betrag hinterlassen, oder *nein*, sie war nicht stinkreich?«

»Ersteres. Sie hat Ihrer Mutter und Ihrer Schwester andere Beträge hinterlassen.«

Ah!, dachte Stevie. Sie war noch immer erschrocken, aber froh, dass Tante Peg auch ihnen etwas vermacht hatte. Wer hätte gedacht, dass die alte Dame auf so einem Haufen Geld gesessen hatte?

Der Notar räusperte sich, und der Hautlappen an seinem Hals wölbte sich noch tiefer über seinen Krawattenknoten. Wie alt *war* dieser Mann? Er erinnerte Stevie an die

Schildkröte, die sie als Kind gehabt hatte. Der ausstreckbare Hals des Reptils war für sie unglaublich interessant gewesen. Jedes Mal, wenn dieses runzlige Wesen sich aus seinem Panzer herausraute, hatte sie sein Köpfchen angestupst, so dass es sich gleich wieder zurückzog. Irgendwann hatte ihre Mutter ihr gesagt, dass Ralph, wie Stevie ihn eigentümlicherweise genannt hatte, weggelaufen sei. Wohl eher langsam weggeschlichen, hatte Stevie damals gedacht, aber das Ergebnis war ja dasselbe. Sie konnte es ihm nicht verübeln. Sie hätte sich auch weggeschlichen, hätte sie in seiner Haut gesteckt. Beziehungsweise in seinem Panzer.

Beinahe entwich ihr ein halb hysterisches Kichern. Doch sie hielt es zurück und widerstand dem Drang, Mr Gantly an die Nase zu stupsen, um zu sehen, wie sein Kopf reagieren würde. Sie stellte sich vor, wie er in seinem Hemdkragen verschwände und dann wieder hochschnellte.

Sie bemerkte, dass sie in Gedanken abschweifte (sicher war das dem Schrecken geschuldet), und widmete ihre Aufmerksamkeit wieder dem alten Notar. Der wartete geduldig, noch immer mit dem Kinn auf den Fingerspitzen abgestützt und dem Ansatz eines Lächelns auf dem Gesicht. Stevies Wangen glühten, und sie blickte ihn mit großen Augen an. Sie kam sich vor wie ein Schulmädchen, das zum Direktor gerufen wurde, weil es etwas angestellt hatte; das Gefühl hatte sie einst sehr gut gekannt. Noch

eine Weile verharrten sie so in der Stille, bis ihr klar wurde, dass er darauf wartete, dass sie eine Frage stellte. Und zwar nicht irgendeine Frage.

Stevie traute sich: »Wie viel hat sie meiner Mutter und Fern hinterlassen?«

Der Notar schüttelte traurig den Kopf. »Nicht annähernd so viel wie Ihnen. Eintausend Pfund. Pro Person.«

»Heilige Scheiße!« Kaum war ihr das entwischt, nahm Stevie die Hand vor den Mund und schob hinterher: »Äh, Entschuldigung.« Sie fragte sich, wie lange es wohl dauern werde, bis die Familie ihren Anteil an der nicht unerheblichen Beute einforderte. Sie hatte nicht fluchen wollen, aber nachdem er »pro Person« gesagt hatte, als würde das die Situation auch nur ansatzweise entschärfen, war es ihr herausgerutscht.

Mama und Fern werden ausrasten!, dachte sie. Sie würde ihre Erbschaft genau durch drei aufteilen müssen, sonst würde sie sich das für den Rest ihres Lebens vorhalten lassen müssen. Verdammt nochmal! Sie wollte ja nicht habgierig sein, aber unter den gegebenen Umständen konnte sie das Geld eigentlich gut gebrauchen.

»Das muss ich erst einmal verarbeiten«, versuchte sie ihr schlechtes Benehmen zu entschuldigen.

»Zweifellos«, stimmte Mr Gantly ihr in ruhigem Ton zu. Dann setzte er seine Brille auf und schob die Bügel hinter

seine großen haarigen Ohren. Er blätterte ein, zwei Seiten um.

»Um jegliche Unklarheit aus dem Weg zu räumen, fasse ich noch einmal zusammen«, sagte er. »Peggy Langtree vermacht Ihnen

zweihundertdreiundsechzigtausendeinundzwanzig Pfund und siebenundfünfzig Pence. Circa«, fügte er hinzu.

»Mrs Taylor und Mrs Chalk vermacht sie jeweils eintausend Pfund. Und wenn Sie versuchen, etwas von Ihrem Erbanteil an Mrs Taylor oder Mrs Chalk abzugeben, geht das Geld ans Katzenheim«, ergänzte der Notar kurz und bündig.

»Aber, aber ... das wird einen Höllenärger geben«, jammerte Stevie. »Warum hat Tante Peggy meiner Mutter und meiner Schwester das angetan?«

Mr Gantly griff über den Schreibtisch und tätschelte ihr die Hand. »Ich kenne die Beweggründe der verstorbenen Peggy Langtree nicht, aber vielleicht war sie der Meinung, Sie verdienten das Geld mehr als die beiden.

Möglicherweise dachte sie auch, Sie könnten mehr damit anfangen.«

»Damit läge sie nicht falsch«, sagte Stevie. »Ich habe gerade meine Arbeitsstelle verloren.«

»Es tut mir leid, das zu hören. Dann kommt die Erbschaft also zu einem günstigen Zeitpunkt«, erwiderte Mr Gantly.

»Ich wurde von einem Londoner Doppeldeckerbus angefahren. Von so einem roten.«

Die Lippen des alten Mannes begannen, zu zucken.

»Sie glauben gar nicht, wie viele Witze es zu dem Thema gibt, dass irgendwer vom Bus überfahren wurde«, sagte Stevie. »Ich kenne sie alle.«

»Wurden Sie verletzt?«

»Ich habe mir das Bein gebrochen.«

»Da hatten Sie aber Glück.«

»Glück? Pah! Überfahren zu werden, würde ich nicht ›Glück‹ nennen. Das war ein einziges Unglück!« Stevie wusste, dass sie sich gerade unnötig ereiferte, konnte sich jedoch nicht zurückhalten. Wahrscheinlich stand sie noch unter Schock.

»Ich meine ja nur, es hätte viel schlimmer kommen können«, erklärte sich Mr Gantly und sah auf seine Armbanduhr.

»Nein, hätte es nicht! Ich habe meine Arbeit verloren.« Ihr stiegen die Tränen in die Augen, und sie kramte in ihrer riesigen Handtasche nach einem Taschentuch, zog aber statt eines Päckchens bloß eine Rolle Toilettenpapier hervor. Egal, das musste jetzt herhalten.

Als sie sich ein Stück abriss, runzelte Mr Gantly die Stirn und hielt ihr stumm die Taschentuchbox hin, die auf seinem Schreibtisch stand. Sie bediente sich – immerhin waren die Tücher sanfter zur Nase als Klopapier. Eigentlich könnte sie sich ja bald – mit über zweihundertfünfzigtausend Pfund

auf dem Konto – ein, zwei eigene Schachteln mit echten Taschentüchern gönnen.

Sie schnäuzte sich. »Corky hat gesagt, man müsse sich leider von mir trennen.«

»Corky?«

»Corky Middleton. Der Name muss Ihnen doch ein Begriff sein?«

Mr Gantly schüttelte den Kopf. Die weichen Hautfalten unter seinem Kinn wackelten und wabbelten.

»Corky Middleton aus dem Fernsehen? Der Besitzer von The Melon?« Stevie ignorierte den zweiten, nun demonstrativen Blick des Notars auf die Uhr.

»Leider nein«, sagte er und erhob sich aus seinem quietschenden Bürosessel. Unter beträchtlicher Anstrengung schaffte er es in den – zunächst noch etwas wackligen – Stand.

»Das ist ja auch nur das berühmteste Restaurant mit Michelin-Stern in ganz London«, sagte sie und drehte sich in ihrem Stuhl um, um dem alten Mann auf seinem Weg zur Tür nachzusehen. »Als ich die Stelle ergattert habe, dachte ich wirklich, ich hätte es endlich zu etwas geschafft. Wie dumm von mir«, urteilte sie enttäuscht. »Ich bin Konditorin, und zwar eine verdammt gute. Aber dieser elende Corky hat mich einfach gefeuert, nur weil ich mir das Bein gebrochen habe!« Stevie machte keine Anstalten, zu gehen.

»Es tut mir leid, ich habe noch einen Termin.« Der Notar öffnete die Tür. Dann schnalzte er mit der Zunge.

»Verzeihung, das hätte ich fast vergessen.« Er trottete zurück zu seinem Schreibtisch und wühlte in dem darauf befindlichen Kram herum, linste unter Umschläge und hob Werbeflyer für Pizzalieferdienste hoch. Stevie war sich nicht sicher, ob seine Haut dieses trockene, raschelnde Geräusch machte oder der Haufen Zettel.

»Ich vermisse sie wirklich«, sagte Stevie und schnäuzte sich erneut mit der Rotzfahne, die sie mittlerweile produziert hatte. »Tut mir leid. Ich will nicht weinen, aber ich kann nicht anders. Manchmal überkommt es einen, wissen Sie?« Sie machte eine Atempause, rümpfte die Nase und linste am Taschentuch vorbei zu ihm hinüber. »Sind Sie sicher, dass es etwas für mich war?«

»Ziemlich sicher. Ah, hier.« Er fand, wonach er gesucht hatte, und reichte es ihr.

Sie hielt einen unbeschrifteten cremefarbenen Umschlag in den Händen. »Ist das ihr Testament?«, fragte sie verblüfft. Das würde er doch sicherlich behalten müssen?

»Es ist ein Brief von Ihrer Tante.«

»Ah. Klar, das ergibt Sinn.« Stevie war nicht überrascht. »Hat sie ihn vor oder nach ihrem Tod geschrieben?« Kurz war Stevie der wahnsinnige Gedanke gekommen, ihre Tante hätte die Drohung wahr gemacht, sie nach ihrem Tod heimzusuchen.

Mr Gantly hob seine buschigen Augenbrauen.

»Entschuldigung«, murmelte Stevie, die wieder zur Besinnung gekommen war. »Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

»Ich bereite die Unterlagen in den nächsten Tagen vor, damit Sie sie unterzeichnen und wir das Geld auf Ihr Konto überweisen können«, sagte er.

Auf einmal war der Notar ganz förmlich, und Stevie wurde entlassen. Mit dem Brief an ihre Brust gedrückt, stand sie auf, drehte sich aber noch einmal zu dem älteren Mann in seinem staubigen alten Büro um und zögerte, zu gehen.

»Ja«, beantwortete er ihre unausgesprochene Frage. »Zweihundertdreiundsechzigtausendeinundzwanzig Pfund und siebenundfünfzig Pence. Viel Spaß damit.«

Kapitel 3

»*Meine liebe Stevie*«, begann der Brief, »*ich bin tot.*«

Ich weiß, dachte Stevie traurig. *Ich war auf deiner Beerdigung.*

»*Du bekommst fast all mein Geld.*«

Das weiß ich auch, der Notar hat es mir gesagt. Er sagte nur nicht, warum, überlegte sie.

»*Du fragst dich jetzt, warum.*«

Du hast es gleich erfasst, Tante Peg. Typisch, dir machte keiner was vor! Stevie lächelte beim Gedanken an Peggy, wie sie sie am liebsten in Erinnerung behielt: mit langen weißen Haaren, violetten Schnürstiefeln, rosa Jeansjacke (Wo um alles in der Welt hatte sie die aufgetrieben?) und einem Einkaufswagen, in dessen Kindersitz sie eine Plüschkatze vor sich herschob. Sie war ja wirklich herzensgut gewesen, allerdings auch ziemlich exzentrisch. Oder verrückt, je nach Standpunkt.

»*Der Grund ist, dass du es verdienst und es noch dazu brauchst. Jetzt denkst du sicher, dass Geld nicht glücklich macht. Aber wenigstens könnte es dir das Leben etwas erleichtern. Meine einzige Bitte ist, dass du es mit Bedacht aus gibst und nicht für Tand und Tinnef verprasst.*«

Tinnef? Was bitte ist Tinnef? Und wer hat gesagt, Geld macht nicht glücklich? Doch nur Leute mit massenweise Geld auf dem Konto!

»Nutze es für etwas, was du sonst nie tun könntest.«

Genau, beispielsweise Backpacking in Australien, drei Monate Karibik, ein BMW-Cabrio oder ... Es gab so viele Möglichkeiten! Zum ersten Mal seit der Beerdigung verspürte sie eine positive Aufregung, wie Schmetterlinge, die ihr vom Bauch in die Brust flatterten.

»He! Ich weiß genau, woran du jetzt denkst, und das ist es, was ich mit sinnlosem Verprassen meine. Wenn das Geld erst einmal weg ist, stehst du mit leeren Händen da.«

Stevie sah vom Brief auf und seufzte. *Na klar ... Bei Erinnerungen an durchzechte Nächte, mit neuem Auto, vorzeigbarer Urlaubsbräune und Designermode im Kleiderschrank würde ich nicht von leeren Händen reden. Jetzt muss ich mich nicht mehr fühlen wie ein Häufchen Elend, und hey, vielleicht findet Steve dann auch wieder Interesse an mir.* Steve und Stevie – sie fand damals schon, das klinge nach dem Shownamen einer Dragqueen.

Als sie sich wieder dem Brief widmete, tat sie dies mit gemischten Gefühlen von Widerwillen und Trost zugleich. Beim Lesen hatte sie das Gefühl, als spukte ihre tote Tante in ihrem Kopf und könnte ihre Gedanken lesen.

»Und denk gar nicht erst daran, wieder mit diesem Stephen zu poussieren. Er ist – und bleibt hoffentlich –

Vergangenheit.«

Poussieren? Was für ein Wort war das denn? Vielleicht eine altmodische Art, zu sagen, dass man sich mit jemandem durch die Laken wälzt ...

»Bitte nutze das Geld, um deinem Herzen zu folgen. Ich weiß, du wirst es sinnvoll ausgeben. Ich habe volles Vertrauen in dich. Du warst schon immer mein Liebling. Das sollte ich nicht sagen, aber es ist wahr. Ich hatte dich lieb wie eine Enkelin, und egal, wo ich jetzt bin, bleibst du für immer in meinem Herzen.

In Liebe, deine Tante Peggy.«

Der letzte Absatz gab Stevie den Rest. Sie legte den Brief ab, beugte sich vor, verschränkte die Arme auf dem Tisch und weinte sich die Augen aus.

Sie hatte zwar das Gefühl, die Hand der alten Dame auf ihrer Schulter zu spüren, begriff nun aber, dass ihre Tante wirklich von ihr gegangen war.

Als ihr Schluchzen sich allmählich in ein Schniefen und Schnaufen verwandelte, bedankte sich Stevie still bei ihrer Tante für ihre Großzügigkeit. Sogleich fragte sie sich, wie sie Hazel ihre Erbschaft erklären sollte. Sie würde ihrer Mutter sagen müssen, was Peg getan hatte, und darauf freute sie sich ganz und gar nicht.

Hazel Taylor war keine böse Frau, aber sie hatte ihre Tante einfach nicht akzeptiert. Peg hatte nie geheiratet, dafür allerdings einen leichten Knall und ein Haus voller

Katzen, in dem sie bis zu dem Tag, an dem sie ins Pflegeheim an der Stanley Road umziehen musste, gelebt hatte. Ah, und einen wirklich seltsamen Kleidungsstil hatte sie auch.

Stevies Mutter missbilligte das exzentrische Wesen ihrer Tante aufs Schärfste und ließ keine Gelegenheit aus, mit größter Schadenfreude zu erzählen, was Peg schon alles gewesen sei: Bordellwirtin in einem Striplokal; eine geschickte Einbrecherin während ihrer Anstellung im Nobelhotel; Nacktmodell für ein Schmuddelheft. Einmal hatte Stevie ihre Mutter gefragt, was sie damit meine, woraufhin Hazel angewidert die Nase gerümpft, »Pornographie« gewispert und sich geweigert hatte, das Thema weiter auszuführen.

Und Hazel verglich die etwas flatterhafte Stevie ständig mit Peggy (natürlich nicht in Bezug aufs Pornographische oder Kriminelle). Das vermittelte Stevie den Eindruck, dass, falls ihre Mutter ein Lieblingskind hatte, sie es sicherlich nicht war. Irgendwie konnte Stevie es ihr nicht einmal verübeln. Die vier Jahre ältere Fern war schon als Kind eine Diva gewesen und schien es gehasst zu haben, ihre Mutter mit der neugeborenen Stevie – diesem Schreihals mit rotem Kopf – teilen zu müssen. Anscheinend war Fern ein Musterbaby gewesen, das vom ersten Tag an die ganze Nacht durchschlief, nie schrie und so brav war, dass Hazel nicht einmal bemerkte, dass es da war.

Aber dass *Stevie* da war, bemerkte ihre Mutter sehr wohl! *Stevie*, so ihre Mutter, schlief fast nie und weinte ununterbrochen ohne erkennbaren Grund. Damit hatte sie ihre Mutter geradezu um den Verstand gebracht, wie sie *Stevie* im Jugendalter oft erzählte.

Außerdem war Fern vom Glück gesegnet. Von sehr viel Glück. So viel Glück, dass, wenn ihre Schwester ein Los kaufte, ihr der Hauptgewinn sicher war; dass sie nur ein einziges Mal im Lotto gespielt und gleich eine kleine Summe gewonnen hatte; dass ihr Versicherungsprämien für einen Kredit erstattet worden waren, den sie nie aufgenommen hatte; dass sie ordentlich Schadensersatz wegen Geschlechterdiskriminierung erhalten hatte, als sich herausstellte, dass ihr männlicher Arbeitskollege in der gleichen Stellung mehr verdiente als sie. Sie hatte einfach das Glück auf ihrer Seite.

Es ging auch nicht nur ums Geld. Die beiden Mädchen waren absolute Gegensätze. Fern hatte die Schule geliebt, *Stevie* hatte sie gehasst. Fern hatte mit Puppen gespielt, *Stevie* war auf Bäume geklettert, nicht selten von ihnen heruntergefallen und hatte sich dabei etwas gebrochen. Fern war im Vorschulkrippenspiel die Maria gewesen, *Stevie* eine Hälfte des Esels – und zwar die nicht so schöne Hälfte, mit Nigel Hemmings Furzpo direkt vor ihrer Nase. Mittendrin musste der Esel schnell von der behelfsmäßigen Bühne gelotst werden, weil *Stevie* fand, sie müsse ihr